Ein Fehlgriff.

Humoreske von E. Fahrow.

Emil Felder hatte von jeher eine unüberwindliche Zuneigung zum criminalistischen Beruf verspürt, und am liebsten wäre er Detektiv geworden.

Er hatte jedoch das Malheur, einen wohlhabenden Vater zu besitzen, und dieser wiederum verabscheute Alles, was mit „dem Criminal" zusammenhing.

Deshalb durfte auch Emil nicht einmal Staatsanwalt werden, was er doch so gern, als sozusagen in's Fach schlagend, gethan hätte.

„Na," dachte er mit dem ihm eigenen Muthe, „noch ist ja nicht aller Tage Abend. Wenn der Alte sieht, daß ich Talent zu der Sache habe, kitzelt ihn doch vielleicht die Eitelkeit; denn einen berühmten Sohn möcht' er ja doch gar zu gern haben! Zu komische Ideen haben doch manche Leute!"

Ja, der alte Felder hätte wohl gern einen berühmten Sohn gehabt; selbst Schauspieler hätte er werden können; und dazu gehört doch, wie Jeder zugeben muß, schon ein sehr heroisches Vaterherz, um das zu erlauben.

Aber Emil wurde Kaufmann.

In edel aufwallendem Trotz hatte er nach abgelegter Gymnasial-Reifeprüfung seinem Vater erklärt, wenn er nicht Detectiv werden dürfe, dann wolle er lieber gleich Heringsbändiger werden.

Dies war jedoch eine jugendliche Uebertreibung des gekränkten Emil; denn nicht Heringe, sondern einen allerliebsten Goldfisch bändigte er alsbald. Oder vielleicht war es auch der Goldfisch, der ihn bändigte? Genaues hört man ja nie in solchen Fällen.

Emil war also Volontär, und zwar Volontär bei Ernsthagen & Co., dem angesehensten Bankhaus der Friedrich-Straße. — Bei der großen Verachtung, welche der unerfahrene, junge Mann anfänglich seinem aufgedrungenen Beruf entgegenbrachte, machte er gar keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Zweigen des Kaufmannsstandes.

Für ihn war ein wirklicher Heringsbändiger kaum etwas Anderes als ein Bankcommis. Beide mußten höflich mit wildfremden Kunden verkehren, beide mußten sich von ihren Chefs Nasen verabreichen lassen (als ob das irgend ein Sterblicher nicht müßte) und beide konnten, wenn sie von ihren Vätern etwas ererbt hatten, ein sorgloses, wenn auch ruhmloses Dasein führen.

Nach und nach gingen jedoch Emil die Augen dafür auf, daß er ganz ebenso angesehen in der Gesellschaft war, wie z. B. ein Referendar.

Friedchen Steinmann, das reizende Goldfischchen, fand ihn sogar augenscheinlich noch ansehnlicher als alle Anderen; und sie ließ es ihn merken.

Bald waren die beiden jungen Leute so weit, daß Emil es wagen durfte, Frida von dem Traum seines Lebens dem zerstörten Detectivtraum — zu erzählen. Sie lachte ihn zwar nicht aus, aber sie gruselte sich sehr niedlich und sagte, es sei doch ein schrecklicher Gedanke, immer nur mit Verbrechern zu thun zu haben.

„Das hat ein Staatsanwalt auch, Fräulein Frieda."

„Ich würde auch nie einen Staatsanwalt heirathen! Ueberhaupt scheint es mir viel edler, die Unschuld zu vertheidigen, wie es z. B. ein Rechtsanwalt thut, als einen gehetzten Schuldigen auch noch zu verfolgen."

Emil schoß Wuthblitze. Seit einigen Wochen machte ein schneidiger junger Rechtsanwalt Frida den Hof! Sollte da etwa — — —

„Ich glaube," sagte er erhaben, „Damen verstehen nicht die Befriedigung, die Genugthuung, die darin liegt, einen gewiegten Spitzbuben doch noch zu überlisten und einzufangen! — Uebrigens ist's ja für mich vorbei damit. Im Herbst will Papa mich als Theilhaber in sein Geschäft aufnehmen. Ich bedauere nur, daß ich ihm nicht vorher noch die Probe davon liefern konnte, daß ich in jenem Fach eine erste Kraft geworden wäre." (Man sieht, Emil drückte sich schon ganz kaufmännisch aus.) „Der Inhaber unseres bedeutendsten Detectivbureaus, der mich kennt, sagt, daß ich ausgesprochenes Talent besäße."

„Na ja, ich glaub's ja!" sagte Frida gutmüthig. „Auch Goethe besaß ja ausgesprochenes Talent zum Kupferstecher."

Emil lachte; denn dumm war er sonst nicht.

Wenige Tage später sollte er zu seinem hellen Entzücken Gelegenheit haben, als Amateur in einer Criminalsache mitzuwirken, wie er sich's schon so lange gewünscht hatte.

Sein Freund Schulze, der wirklich Detectiv war und ihn mit den abenteuerlichsten Renommagen immer auf's Neue aufgestachelt hatte, war krank. — Aber im Bureau seines Chefs war heute ein Telegramm aus Neu-Lubin eingelaufen, des Inhalts:

„Gerichtsdiener Pfeil unterschlug tausend Mark, ist Berlin geflohen, besucht wahrscheinlich bei Tag verschiedene Locale, wohnt wahrscheinlich besseres Hotel. Wahrscheinlich weibliche Begleitung. Statur mittel, Haare, Schnurrbart schwarz, Augen dunkel, Nase, Mund gewöhnlich, Sprache märkisch. Bitte ev. festzuhalten und hiesiges Gerichtsgefängniß zu überführen.

Die Kgl. Staatsanwaltschaft."

* * *

„Also passen Sie gut auf!" sagte Schulze. „Ich borge Ihnen meine Legitimationsmarke, was ich ja eigentlich nicht darf. Aber ich thu's! — Ihnen zuliebe! — Sie werden mich ja nicht 'reinfallen lassen."

„Ih, wo werd' ich! Und außerdem — Sie wissen ja — ich steh' Ihnen für jeden Schaden ein!"

„Na ja. Sie Glücklicher! Wenn man ein reicher Mann ist! Sie können sich hundert Dummheiten erlauben, die Anderen verfagt sind!"

Der elegische Ausdruck auf des Detectivs beweglichem Gesicht wandelte sich sofort in einen anderen, als Emils Miene verdutzter denn je erschien.

„Ich meine das natürlich so im Allgemeinen!" setzte er beruhigend hinzu. „Also viel Glück zu Ihrer Expedition! Und lassen Sie sich nicht düpiren! Sie wissen, Personalbeschreibungen sind nur mit großer Vorsicht aufzufassen; so ein Halunke kann sich im Handumdrehen unkenntlich machen — Haarfärbemittel u. s. w. — —"

„Ja, ja, ich weiß!" sagte Emil geringschätzig. „Werde schon die Augen offen halten! Für heut' also die Hoziels! Wollen sehen, was sich machen läßt."

* * *

Der Staatsanwalt Brinken hatte an diesem selben Sonnabend einen dreitägigen Urlaub von Neu-Lubin nach Berlin angetreten.

Er athmete frei und froh aus germanischer Beamtenbrust auf, als er die Klingelbahn des Kreises Lubin hinter sich hatte und nun im Schnellzug nach Berlin saß.

Der „Erste" hatte allerdings angedeutet, ob er nicht in Anbetracht des ärgerlichen Vorfalls mit dem Gerichtsdiener Pfeil seinen Urlaub verschieben wolle. Aber kaltlächelnd, mit der „Rücksichtslosigkeit, welche die jüngeren Herren Collegen charakterisirte" (also sprach der „Erste"), hatte Brinken die Andeutung überhört. — Urlaub hatte er, 'raus aus dem elenden Nest wollte er — was scherte ihn ein durchgebrannter Defraudant, selbst wenn's ein staatsanwaltlicher Gerichtsdiener war!

Frau Staatsanwalt Brinken lachte über das ganze Gesicht, als sie mit ihrem Willy zusammen in dem netten Taxameter nach dem netten Hotel fuhr, das sie für diese drei Tage aufnehmen sollte.

Es erinnerte sie so sehr an ihre Hochzeitsreise!

Am Abend gingen sie beide in ein lustiges Theater, kneipten hinterher noch ein bischen, schliefen im Hotel ausgezeichnet und nahmen am nächsten Morgen in bester Laune im Speisesaal ihr Frühstück ein.

Da öffnete sich ein wenig die Saalthür, der Portier schaute herein, über seinen Kopf weg ein anderer Herr — der Portier sagte: „Dort rechts, da sitzt er ja" — und dann verschwanden beide Köpfe wieder.

Der Staatsanwalt Brinken hatte von seiner Zeitung kaum aufgesehen; auch als jetzt die Thür nochmals aufging und ein junger Mann hereinkam, schenkte er ihm keine Beachtung.

Der junge Mann ging mit sehr ernster Miene an dem Tische des frühstückenden Paares vorbei, blieb aber dann hinter dem Stuhl des Staatsanwalts stehen und verglich, augenscheinlich dessen Erscheinung mit einem Papier, das er in der Hand hielt.

„Herr Pfeil!" flüsterte der Herr plötzlich.

Erstaunt drehte sich Brinken um und sogleich strahlte das Antlitz seines Beobachters auf.

„Aha!" sagte er. „Auf den Namen hören Sie also!"

„Was?" fragte der Staatsanwalt. „Was wollen Sie?"

„Bitte, machen Sie kein Aufsehen!" raunte der Andere. „Sehen Sie her!" Und er klappte seinen Rock auf und ließ die Marke auf seiner Brust sehen.

„Na? Und?" fragte Brinken stirnrunzelnd.

„Ich bin Criminalbeamter!" sagte Emil mit Würde.

„Und ich bin Staatsanwalt!"

„Das kann Jeder sagen — bitte, kommen Sie ruhig mit mir! Sie kommen aus Neu-Lubin — hier — man ist Ihnen bereits auf der Spur!"

Und er zeigte eine Abschrift des Telegrammes vor, das die Personalbeschreibung des Flüchtlings enthielt.

Es zuckte um die Lippen des Staatsanwalts.

„Sagen Sie mal," sagte er mit mühsam beibehaltener Fassung, „bin ich denn dunkel? Mir scheint, mein Haar und mein Schnurrbart sind blond!"

„O, das kennen wir! Sträuben Sie sich doch nicht länger! Auf Ihrem Handkoffer ist der Gepäckzettel aus Neu-Lubin aufgeklebt — Sie befinden sich in weiblicher Begleitung —"

Jetzt fiel der Staatsanwalt auf seinen Stuhl zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Mieze!" rief er. „Mieze, das ist noch nicht dagewesen! Das ist famos! Anstatt des Diebes hält man den Staatsanwalt fest! — Hören Sie, junger Mann, Sie sind ein Genie! Hahaha! Fahren Sie so fort! Was wünschen Sie denn nun eigentlich von mir?"

„Legitimiren Sie sich!" forderte Emil.

„Ach so! Na — genügt's Ihnen, wenn Sie mich zum Justizminister führen? Der kennt mich, wissen Sie! Oder zum Kammergerichtspräsidenten? Oder zum Oberstaatsanwalt?"

Emil wurde es nun doch etwas bunt vor den Augen. Er erblaßte so jäh, daß er förmlich grün aussah.

„Männchen!" sagte Mieze, die sich die Lachthränen aus den Augen wischte, „vielleicht genügt dem Herrn der Geheimrath Steinmann? Da wollten wir doch heut' Vormittag sowieso hin —"

„Entschuldigen Sie," sagte der farblose Jüngling, dem bei dem Namen Steinmann übel wurde; „entschuldigen Sie — ich glaube nun allerdings — ein verzeihlicher Irrthum —"

Und mit einer Rückwärtsbewegung verschwand er aus dem Saal.

Geheimrath Steinmann, Frida's Vater, lachte an demselben Tage um die Wette mit seinen Gästen und seinem Töchterchen über die Geschichte. Und am Abend erzählte sie Frida ihrem getreuen Anbeter und demnächstigen Verlobten Emil. — Der hatte Geistesgegenwart genug, ebenfalls darüber zu lachen. Im Stillen beschloß er, sich bis zur Hochzeit einen kleinen Vollbart stehen zu lassen, damit ihn um Gottes willen keiner der möglichen Gäste erkennen könne. — Laut aber sagte er, indem er die Achseln zuckte:

„Ja, wissen Sie, Fräulein Fridchen, schließlich hat jeder Stand seine ungeschickten Vertreter: auch unter den Detectivs gibt es Kamele!"

Aufgriffshunger.

Von Arthur Achleitner.

Um die Zeit war es, da die hohe Obrigkeit für jeden Schmuggelaufgriff, so derselbe einigermaßen nennenswerthe Contrebande zu Tage brachte, dem betheiligten Grenzaufseher fünf Reichssilberlinge bewilligte. Man nannte das an sonnigen Tagen „Dienstanimirungs-Gratifikation"; im benachbarten Oesterreich wurde es bedeutend brutaler auf deutsch „Beuteantheil" genannt und vor einigen Jahren in eine „Remuneration" umgewandelt.

In der bayerischen Grenzwachstation Lärchstein residirten mit einem Zolleinnehmer vier Grenzaufseher in üblich üppiger Weise, thaten Dienst und schnippten die ausgezeichnete reine Bergluft, fasteten und litten Durst vom 13. bis ultimo jeden Monats oder sie machten gegen die generaldirektorale Vorschrift Z 179329 diesseit und jenseit der Reichsgrenze Schulden. Dabei lebten die Aufseher bei Tag und Nacht, ja selbst im Schlafe der Hoffnung auf Gehaltsaufbesserung, welche schon damals wünschenswerth und nothwendig erachtet wurde in Grenzkreisen. Die Aussichten auf Vermehrung des Diensteinkommens waren jedoch schlechter wie schlecht; nur ganz verluffene Optimisten hofften darauf. Die Pessimisten hingegen widmeten ihre Gedanken der Frage, wie man ohne Generaldirektion die Finanzen aufbessern könne, und geriethen bei solchem Sinnieren auf den alten Satz: Hilf Dir selber, dann hilft Dir auch der heilige Generaldirektor der Zölle und indirekten Steuern!

Eine Selbsthilfe bei Grenzaufsehern hat eine fatale Aehnlichkeit mit dem berühmten „corriger la fortune" (das Glück verbessern). Was ist nun überhaupt Glück bei einem Grenzaufseher? Ein guter Aufgriff wäre ein Glück, weil das Abfangen eines Schmugglers mit nennenswerther Contrebande baare fünf Mark Dienstanimirungs-Gratifikation einträgt. Ein solches Glück ist aber selten. Man kann aber solches Glück auf künstlichem Wege verbessern, so gewissermaßen ein bissel nachhelfen, meinte eines Tages der Grenzwachmann Ingenius Zapfler und entwickelte seine Gedanken im Kreise der trachmüde vom Dienst heimgekehrten Collegen, die anfänglich kaum zuhörten und lieber schlafen wollten. Wie Zapfler aber vorrechnete, daß es spielend leicht sein müßte, an einem Tage etliche acht absolut sichere Aufgriffe zu machen und dadurch vierzig Mark zu verdienen, welche Summe auf vier Grenzer vertheilt pro Nase zehn Silberlinge ergibt, — da wurden die Collegen plötzlich lebfrisch und forellenmunter und baten den schlauen Glücksverbesserer um Entwicklung seines famosen Aufgriffplanes.

Zapfler dämpfte den Ton seiner sonst krähenden Stimme zum geheimnißvollen Flüstern und beschwor vor allem die Collegen um Schweigsamkeit Jedermann gegenüber, ansonsten die Sache schauerlich schief gehen müßte. Insbesondere die hochlöblichen Vorgesetzten dürfen nichts erfahren, und sodann muß der Aufgriffshunger den über die Grenze kommenden Bauern ein ewiges, unergründliches Geheimniß bleiben.

Die Collegen beschworen Discretion gegen Jedermann ohne Ansehung des Geschlechtes. Eine Woche später fand jenseits der Grenze im österreichischen Dorfe der sogenannte Katharinenmarkt statt, der von bayrischen und österreichischen Bauern stark besucht wird und als gute Einkaufsgelegenheit gilt. Man wußte nun längs der Grenze, daß die bayerischen Gebirgler auf diesem Markt fleißig einkaufen, doch zur Verzollung in der Grenzstation wird sehr wenig gebracht. Allerdings kamen nicht alle Marktbesucher am Nebenzollamt vorbei, es gibt verschiedene andere Wege und Steige, die auch nach Hause führen. Ab und zu gelang es den im Gebirg versteckten Aufsehern, einen Schwärzer, der vom Markt kam, abzufangen, doch das Aufgriffsresultat war meist kläglicher Art: ein Halbpfund Feigenkaffee, oder ein irdenes Reindl oder ein Pfund österreichischer Rauchtabak. Zoll und schärfere Strafe machten da immer noch keine fünf Mark aus, und die Dienstanimirungsgratifikation für den aufgreifenden Grenzaufseher fiel demgemäß in's Wasser.

Zum diesmaligen Katharinenmarkt aber ist der Aufgriffsplan fein ersonnen, die Schmuggler werden geradezu massenhaft erwischt werden.

Zapfler hatte die Grenze geradezu genial besetzen lassen; zwei Aufseher hatten „Paß" auf je einem der „beliebtesten" Gangsteige, welche im Rücken des Nebenzollamtes aufwärts und über das Gebirge führen; der dritte College spazierte von Mittag an vor dem Stationsgebäude auf und ab und controllirte jeden von Oesterreich kommenden Marktbesucher auf ein verabredetes Zeichen, um sodann den Schmuggler dem Zolleinnehmer als „aufgegriffen" zur Amtshandlung vorzuführen.

Zapfler selbst begab sich in Civilkleidung in's österreichische Dorf, zur Ueberwachung der Einkäufe seitens bayrischer Bauern.

Unauffällig machte er jedem, ihm als Bayer bekannten Gebirgler, der zollpflichtige Waaren beim Krämer kaufte, einen kleinen Kreidestrich auf den Rücken der Joppe. Schwieriger gestaltete sich diese Manipulation bei den Weibern, doch gelang es bei zwei Bäuerinnen, das Kreidestrichel rückwärts auf den Kopftüchelzipfel zu zeichnen.

Als Zapfler im Aufgriffshunger eine respektable Anzahl bayerischer Einkäufer „gezeichnet" hatte, verflüchtigte er sich und ging über die Grenze heim, um sich in der Station sogleich in die Dienstuniform zu werfen und dem controllirenden Collegen zu assistiren.

Wie immer waren es die Weiber, die als die ersten vom Markt heimkehrten, schwätzend, doch nüchtern. Zapfler hätte schwören können, daß die zwei gezeichneten Kopftüchelträgerinnen unter den Weibern sind, doch er fand die Kreidestrichel nicht und speciell darnach suchen durfte er nicht. Drei, vier Weiber gingen freiwillig in die Zollkanzlei und versteuerten die gekauften Waaren, um sodann ihren Weg fortzusetzen.

Später kamen die Bauern, voll des süßen Weines, und nun begann der Aufgriffsweizen zu blühen. Jeder Strichelmensch wurde auf der Straße vor dem Zollgebäude der Contrebande bezichtigt, die Bauern leugneten selbstverständlich und wurden vorgeführt. Die körperliche Durchsuchung ergab gewünschtes Resultat, der Aufgriff ist gelungen und sind damit die fünf Mark pro erwischten Schmuggler sicher. Sechs Bauern und eine Bäuerin brachten die Collegen von der Gangsteigen als aufgegriffene Schmuggler zu Amt, und der Fang war entschieden nennenswerth.

In Summa waren es neun Aufgriffe mit Contrebande, also wurde ar die listige Grenzwachmannschaft bei Gesammtbetrag von fünfunddreißig Mark Dienstanimirungsgratifikation ausbezahlt.

Der Zolleinnehmer hatte sich zwar über das enorme Aufgriffsresultat wie über die Sicherheit der Aufseher beim Zugreifen gewundert, doch sagte er weiter nichts und glaubte an Zufall.

Die Grenzer freuten sich der Glücksverbesserung, bis es theilen hieß. Vier in fünfunddreißig dividirt, gibt elf Mark pro Nase und eine Mark bleibt übrig.

Zapfler als Arrangeur des Ganzen beanspruchte diese Mark für seine brillante, erfolgreiche Idee, für seine Mühewaltung beim Strichelmachen sowie für das Risiko. Er habe seine Haut zu Markt getragen, er stand in schwerer Gefahr des Erwischtwerdens, also gebühre ihm die Mark Extrazuschuß.

Er bekam sie auch, diese strittige Mark, aber die Einigkeit unter der Collegen war futsch. Das konnte die Theilnehmer des Katharinentanzes im bayerischen Dorfe merken; saßen drei Aufseher beim Bier und jeder an einem anderen Tisch. Zapfler sieht Geld sehen und springen, bestellt einen Extratanz für sich, bekam aber keine Tänzerin. Schadenfroh grinster dazu die Collegen und die den Grenzen allzeit auffäßigen Burschen erblickten darin das Zeichen zum „anzwidern". Und als gar noch ein Bauer auf dem Janker das Kreidestricherl entdeckte, ward das Geheimniß offenkundig, die Gebirgler errathen der Zusammenhang und fingen Zapfler heraus zu handgreiflichem Gedankenaustausch. Die Aufseher wollten nur doch dem Collegen beistehen, wurden jedoch als betheiligte „Marktfischer" an die frische Luft befördert.

Der ingeniös verbesserte Aufgriff brachte für den Arrangeur schauerliche Prügel und darauffolgende achttägige Dienstuntauglichkeit nebst einer „Riesennase" von der Obrigkeit mit selbstverständlicher Versetzung in eine „ruhigere" Station. An der „Nase" participirten auch die übrigen Aufseher zur Erinnerung an den „Aufgriffshunger".

— Läßt tief blicken. — „So mit diesem Lämpchen leuchtet die Tochter des Hauses immer die Treppe hinab!" Köchin: „Ja, das löscht bei dem geringsten Luftzuge aus".

Der Laufsteg.

Humoreske von Leo v. Torn.

„Die See rauscht wie Changeantseide um die Knöchel einer schönen Frau — das Frou-frou unserer herrlichen Mutter Erde — —"

„Das haben Sie wieder einmal sehr schön gesagt, Herr Waldau. Ich hab's nur schon irgendwo gelesen", bemerkte Grete von Poncet mit spöttisch krausem Munde über die Schulter hinweg. Und sie würde die poetische Anwandlung wohl noch weiter durch die weißen Zähnchen gezogen haben, wenn der schmale Steg nicht plötzlich in heftiges Schwanken gerathen wäre.

Mit einem hellen Schrei blieb sie stehen und raffte die Röcke zusammen. Sie hielt sich angstvoll geduckt, und die in grauen Chevreaustiefelchen steckenden Füße trippelten in hilflosem Entsetzen von einer auf die andere der beiden schwingenden Bohlen.

„Herr — Herr Waldau! Um Gottes willen! Was machen Sie! Sind Sie ver — —"

„Verliebt. Rettungslos. Das wissen Sie, mein gnädiges Fräulein. Und Sie sehen, wie leichtsinnig es ist, die Seele eines Verliebten durch abfällige Beurtheilung seiner schönsten Redensarten in heftige Schwingungen zu versetzen. Ganz unwillkürlich wippt dann der ganze Mensch — mit — sehen Sie — so — —"

Wiederum ein Schrei. Gleichzeitig ließ Grete von Poncet die Röcke fahren und klammerte sich an den Arm ihres Begleiters, der wie ein Seiltänzer auf- und niederhüpfte. Mit diesem Akrobatenstücklein angelegentlich beschäftigt, fuhr er fort: „Ich bin ein empfindsamer Mensch, müssen Sie wissen. Nervös bis in die Fußspitzen. Ich bestehe überhaupt bloß aus Nerven. — Hoppla! Ganz recht. Halten Sie sich nur sehr fest! Vorläufig kann ich mich noch nicht bändigen. Ich bin zu erregt! — Wenn Sie mich bei der Table d'hote uzen oder auf der Reunion schlecht behandeln, dann kann ich es Ihnen nur nicht so zeigen, wie erregt ich bin. Der festere Boden widersteht meiner Gemüthsbewegung. Aber hier — hoppla! Hier ist der rechte Seismograph für das Zornbeben meines Herzens. Und wenn Sie mein sturmbewegtes Inneres nicht gleich durch ein gutes — aber auch sehr gutes Wort beruhigen, dann fallen wir beide ins Wasser, kriegen einen Schnupfen, und es ist nichts mit dem Blumenkorso heute Nachmittag!"

„Herr Waldau! Lieber Herr Waldau — halten Sie ein! Ich kann nicht mehr! Ich bitte Sie —" stieß Grete von Poncet kläglich hervor. Und wirklich ließ der wilde Tanz ein wenig nach.

„Lieber Herr Waldau — das klingt schon sehr hübsch. Das beruhigt mich ganz bedeutend. Aber es ist noch nicht das rechte. Machen wir's radikal, Fräulein Grete. Geben Sie mir einen Kuß — dann ist meine Seele ruhig und jeder Gefahr — —"

Da — wiederum ein Schrei. Diesmal aber gellend wie in Todesangst. Grete v. Poncent hatte den dreisten Menschen von sich gestoßen — in der Empörung wohl etwas zu heftig und ohne Rücksicht auf den schwankenden, wohl an drei Meter über dem Seespiegel gelegenen Stand.

Kurt Waldau machte einen Satz wie ein zu Tode getroffener Indianer, überschlug sich — für einen so plötzlich Verunglückten allerdings auffallend kunstgerecht — und schoß ins Wasser. Letzteres spritzte bis zu dem entsetzten jungen Mädchen auf. Noch einmal strampelten ein paar lange Beine empor, als wenn sie zum Ausdruck allerheftigster Gemüthsbewegung nach einer wippenden Planke suchten — dann gingen die Wellen darüber hin — —

Sie rauschten herauf, sie rauschten nieden,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Es dauerte fast fünf Minuten, bis der alte Hafencommandeur von Poncet aus seinem verzweifelten Töchterchen herausbekommen hatte, worum es sich eigentlich handelt. Als er es aber heraus hatte, stieß er einen seiner vierundzwanzigsilbigen Flüche hervor, schob die Mütze ins Genick und eilte, so schnell ihn seine kurzen, krummen Seebeine tragen mochten, zu dem Admiral Waldau.

Dieser saß mit seinem Diener und Faktotum, Tedje Muhl, in dem weißen Sande neben der Bootshütte und flickte an einem Klüver, das bei der letzten Segelpartie in Lappen gegangen war.

„Du Admiral!" brüllte Heine Poncet seinem alten Freunde und einstigen Fahrtgenossen schon von weitem zu. „Dein Neff' is hops in See und verloffen!"

Die Nachricht machte nicht den geringsten Eindruck. Auch als der Hafencommandeur den alten Herrn bei der Schulter packte und ihm die Hiobspost in die Ohren schrie, beschränkte sich dieser darauf, den Nasenwärmer aus dem Munde zu nehmen und aus dem linken Mundwinkel heraus kräftig auszuspeien. Dann erst sprach er — und zwar nicht zu dem aufgeregten Dicken, sondern zu dem ebenfalls in stoischer Ruhe verharrenden Diener:

„Tedje Muhl, hest gehört, was der olle Drönbartel zusammensnackt?"

"Tjä, Herr Admiral."

„Na, was meinst."

„Dat 's mit Verlaub 'n ganz bummen Snack."

„Sehr richtig. Nä geh man wieder zu Haus, Heine Poncet."

„Aber Mensch!" schnaufte der Commandeur durch den weißen, über die Lippen hängenden Schnurrbart. „Die Sache hat ihre Richtigkeit! Meine Tochter ist beigewesen!"

„Deine Tochter — hm. Denn weiß ich schon Bescheid, Heine Poncet. Und wieso soll er ersoffen sein?"

„Er wollt' ihr auf dem Steig einen Kuß geben und —"

„Na ja — da ham mer die Katzenpastete. Tedje Muhl, hab' ich nicht immer gesagt, daß das 'n verdeuweltes Kruppzeug is, diese Weibsleute? Und denn will ich dir man sagen, Heine Poncet — deine Tochter is ganz besonders 'n büschen was dicknäsig. Is ihr schon recht, wenn der Bengel ihr 'n Schabernack spielt!"

„Ich mein' ja auch, Admiral, daß die Deern ihm den lumpigen Kuß hätt' geben können", rief der dicke Commandeur. „Aber damit is doch nu nichts geholfen! Willst nich mit rausfahren?"

„Nee. Geh man ruhig zu Haus, Heine Poncet. Eher ersauft du an deinem holsteinischen Federbett, als der Jung im Wasser. Das ist 'ne Amphibie. Weißt, was 'ne Amphibie ist, Heine Poncet?"

Diese unerschütterliche Ruhe verfehlte ihre Wirkung nicht. Knurrend und brummend wandte sich der Hafencommandeur ab. Er sagte sich nun selbst, daß ein Schwimmer wie Kurt Waldau hundert Meter vom Lande und in greifbarer Nähe des Laufstegs nicht ertrinkt. Außerdem hatte Kurt Waldau schon Wasserkunststückchen ausgeheckt, die selbst einem seebefahrenen Menschen die Haare zu Berge sträubten. Die Geschichte konnte, richtig überlegt, thatsächlich nur auf irgend eine Tollheit hinauslaufen.

Also gefestigt, schwenkte er ab, um sein Töchterchen zu beruhigen.

Inzwischen arbeiteten der Admiral und sein Faktotum schweigend weiter. Und es mochte etwa eine Viertelstunde vergangen sein, als der Admiral langsam den Pfeifenstummel aus dem Munde nahm, ausspie und also fragte:

„Tedje Muhl, meinste, daß er ersoffen ist?"

„Ich mein' nicht, Herr Admiral."

„Is recht."

Pause.

„Tedje Muhl, weißt — du kannst doch mal nachseh'n. Ich denk' eben dran, der Bengel is ja verliebt — und das is der Anfang von allem Unglück. Da hilft auch alles Schwimmen nichts, wenn man verliebt is, Tedje Muhl. Nimm mal die grüne Jolle und schau dich um."

— — — — — — — — — —

Als Tedje Muhl nach zwei Stunden mit einem Banditenschmunzeln auf dem verwitterten Seemannsgesicht bei seinem Herrn sich einfand und diesem wie auch dem überglücklichen Hafencommandeur seine Erlebnisse zuflüsterte, sollte gerade der Blumencorso losgehen.

Dieser war als eine humoristische Versinnbildlichung des Badelebens gedacht.

„Also unter dem Laufsteg hat er gehockt?"

„Tjä, Herr Admiral — auf einem Ballen. Erst hat er geschumpfen, daß ich nich schon früher gekommen bin; dann mußt' ich fixe eine Badekarre in See bringen, und da is er unter Wasser reingeschwommen. An Land is er nach Haus geschlichen, und da hab' ich ihm geholfen, seinen Wagen zurechtmachen. Und — — hol mich dieser und jener, Herr Admiral — da kommt er schon!"

Richtig. Der Wagenzug nahte. Voran ein großer Kahn voller Musikanten. Dann ein hübsch dekorirtes Segelboot, in welchem eigentlich auch Grete von Poncet hätte sitzen müssen. Diese war aber verhindert — da sie glückselig am Halse ihres Vaters hing und jetzt erst die Terrassentreppe hineilte — — denn es nahte der dritte Wagen.

Zwei mit Seegras und frischen Wasserrosen geschmückte Wagenböcke, wie sie zum Transport von Langholz benutzt werden, waren weit auseinandergezogen und mit zwei langen, schwankenden Bohlen belegt — eine äußerst natürliche Nachbildung des Laufstegs — allgemein mit Jubel begrüßt. Und auf den Bohlen wippte Kurt Waldau einen von lebhaftester Gemüthsbewegung zeugenden wilden Tanz.

Als er Grete von Poncet erblickte, streckte er ihr lachend beide Hände entgegen — und sie nahm an. Mit einem Schwunge war sie oben. Natürlich mußte er sie halten, damit sie nicht falle — sehr fest sogar mußte er halten! Und das mag wohl auch der Grund sein, daß eine große Anzahl der Badegäste hartnäckig behauptete, Grete von Poncet habe sich von Kurt Waldau küssen lassen — coram publico küssen lassen!

Aber schließlich — was war dabei? Daß die beiden prächtigen Menschen zusammengehörten, das wußte längst die ganze Gesellschaft. Viel früher eigentlich als die beiden selbst!

— Enfant terible. Assessor: Magst Du mich auch, kleine Elsa? Kleine Elsa: O ja, aber Mama hat Sie für Schwester Klara bestimmt.

Winterlich Land.

Von Ilse Hamel.

Ich gehe durch die Stille wie entrückt,
Ein müder Wind kommt her aus blassen Weiten,
Als trüg' er dunkle Botschaft schwer bedrückt,
Und läßt die Flügel matt zu Boden gleiten.

Mich übergraut der Hauch der Einsamkeit,
Als stiege aus den tiefbegrab'nen Fluren
Der ganze Lebensschwall und alles Leid
Und Weh der todgeweihten Kreaturen.

Und mein Verlassensein umwächst mich schwer,
Die liebsten Stimmen nebelfern verklingen —
Ob wir auch gaben unsre Hände leer,
Wir sind allein in allen letzten Dingen!

So gehn wir alle, sehnend und allein —
Und ob wir auch zu Stunden überflossen
Und liebend strömten hin das ganze Sein
Und heiß der Erde Glück und Glanz umschlossen —

Es kommt der Tag, da unser Herz verspürt,
Daß nie ein andrer ganz es konnte füllen
Und wir Geheimes, dran kein Trösten rührt,
Bis in das letzte Dunkel scheu verhüllen.

Ein wandlungsfähiges Mime.

Eduard Jerrmann, der es fertig brachte, in einer „Räuber"-Aufführung Karl und Franz Moor zu sein, verstand es auch so vollständig, in die Haut eines Franzosen zu schlüpfen, daß er überall in Paris als solcher angesehen wurde. Von Aachen aus, wo er mit Erfolg längere Zeit tätig gewesen, unternahm er mit seinem Direktor einen Ausflug nach der Hauptstadt Frankreichs, und war von den Leistungen der Künstler des Théatre Français so hingerissen, daß er sich schwur, einer der Ihrigen zu werden. — Er siedelte nach Paris über und lebte ein Jahr unter den Studenten des Quartier Latin dem Studium der Sprache und Literatur.

Dann wagte er — was bis jetzt noch kein Ausländer gewagt — was äußerst selten Einheimischen gestattet wurde, um die Erlaubnis zu bitten, als Gast am Théatre Français auftreten zu dürfen. Seine Freunde aus der Schriftstellerwelt setzten sein Probespiel durch, und damit war seine Sache gewonnen.

Jerrmann durfte in einer Vorstellung mitwirken, die am 19. Juni 1832 zum Vorteil eines ungenannten Künstlers gegeben wurde. Er befand sich in Gesellschaft der allerersten Kräfte des Theaters. Jerrmann spielte den Don Diego im „Cid" und erzielte rauschenden Beifall. Schon Tage zuvor hatte die Presse auf den geborenen Deutschen in wohlmeinender Weise aufmerksam gemacht, und der Beifall galt nicht nur dem Mimen, sondern auch dem Sprachkundigen.

Wenige Tage darauf wiederholte man den „Cid", und Jerrmann gefiel noch besser, da er an Ruhe, Sicherheit, Feuer und Leben gewonnen hatte. Zu seinen Rollen am Théatre Français gehörten auch der alte Horatius im gleichnamigen Trauerspiel von Corneille, und Britannikus.

Warum Ibsen keinen Tee mochte.

Aus Ibsens römischen Tagen weiß die „Comödia" eine hübsche Anekdote mitzuteilen: Zwei Prinzen von königlichem Geblüte aus irgendeinem deutschen Hause baten den schwedisch-norwegischen Gesandten, ihnen Gelegenheit zu verschaffen, Ibsen kennen zu lernen. Sie meinten, er solle ihnen in der Gesandtschaft ein Frühstück geben und Ibsen dazu einladen. Das ging aber dem Gesandten gegen seine Vorgriffe von Etikette. Wie sollte er Ibsen zum Frühstück einladen, da dieser weder adelig war, noch ein öffentliches Amt bekleidete, noch mit einem Orden geziert war, noch Akademiker war oder ähnliche Vorzüge aufzuweisen hatte. Der Diplomat beschränkte sich daher darauf, Ibsen zu einem Tee einzuladen, den die Gesandtschaft zu Ehren der beiden Fürsten gab. Ibsen aber hatte von der Geschichte Wind bekommen. Er lehnte die Einladung daher sehr höflich ab: „Exzellenz mögen mich entschuldigen, wenn ich die Einladung nicht annehmen kann; ich wäre gern zu einem Frühstück gekommen, das die Gesandtschaft den jungen Fürsten gibt, die meine Werke mit verständiger Bewunderung ehren. Ich werde zu dem Empfange nicht kommen, weil ich Tee durchaus nicht vertragen kann."

In der Fremde.

Was war die fremde Stadt mit einem Mal
Mir lieb und traut und so bekannt geworden;
Mir, der ich mit des Fremden langer Qual
Betreten ihre ungekannten Borden.
Ich fühle einer Glocke tiefen Klang
Vom hohen Turm in meine Seele dringen;
Da ward mein Herz, vor kurzem zag und bang,
Erfüllt von einem oft gehörten Klingen.
Der Heimat Glocke hat den gleichen Ton.
Und nun, da ich die fremde Stadt betrete,
Denk' ich der Mutter Sorge um den Sohn
Und höre ihre treuen Bittgebete.